Nr. 76. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Sonnabend, 19. März 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Fillnther Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3397, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Fillnther Straße 49. Ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt 8; Pirnaer Straße 43; M. Weber, Blasewitzer Straße 16; Ot. a Nagel, Falkenstr. 16; Th. Grimm, Hauptstraße 19 und Kamenzer Straße 43b; J. Budnik, Kaiserstraße 5; E. u. K. Schäfer, Königsbrücker Straße 54; Ernst Hänsch, Kurfürstenstraße 21; Oskar Röder, Marienstr. 38; A. Segner, Oppelstraße 31; H. Umlauf, Pfotenhauerstraße 58; E. Türmer, Pirnaischer Platz; R. Rehfeld, Poststraße 9; G. Schneider, Schäferstraße 16; Johann Slasing, Strehlener Str. 19; E. Baumgarte, Struvestraße 34; P. Gerke, Wiener Platz 1; Berlin- und alle Annoncen-Bureaus.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 2spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,96 Kr., mit „Fliegende Blätter" 5,72 Kr. Bestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese Nummer umfaßt 20 Seiten. Roman siehe Seiten 19 und 20.

Die Neuigkeiten aus Afrika.

Was wir Neues über unsre afrikanischen Schutzgebiete erfahren, bekommt einen immer bitteren Geschmack. Es müssen darüber die andern Kolonialbestrebungen gegenüber Gleichgültigen die Köpfe schütteln, die abgesagten Kolonialfeinde reiben sich die Hände und die ernsten Freunde der deutschen Kolonialpolitik können nicht mehr leugnen, daß Unverstand und Ungeschick bald zu verschwenderisch, bald zu zaudernd, jedes für sich an der falschen Stelle, mit deutschem Blut, deutschem Geld und dem gemeinen deutschen Ueberseeinteresse umgehn. Es ist ja richtig, alles will erst gelernt sein, auch das Kolonisieren, und vor uns haben auch andre moderne Nationen in Afrika schweres Lehrgeld zahlen müssen.

Den Mittelpunkt unsrer Sorgen bildet zurzeit Deutsch-Südwestafrika, das ist dasjenige Schutzgebiet, in welchem bis vor kurzem nach allen amtlichen Versicherungen die Dinge und die Aussichten besonders günstig stehen sollten. Nun haben wir den Aufstand, richtiger den Krieg mit höchst flüchtig durch die Kultur belecktenSchwarzen, und diese in unserm Sinne nicht disziplinierten Hereros werden von kleinen und ungeschulten Häuptlingen, dem Namen nach unter einem durch Trunksucht erschlafften Oberhäuptling geführt. Ihre Kopfzahl wird deutsch-offiziell auf nur fünftausend angegeben. Gegen sie sollen dieser Tage wieder an achthundert Deutsche oder mehr über See gehn. Bei Ausbruch des Hereros-Aufstandes zählte die südwestafrikanische Schutztruppe rund 800 Mann, mit den Wehrpflichtigen des Beurlaubtenstandes das Doppelte. Dazu kam der Ersatztransport von über 700 Mann. Macht zusammen schon mehr als 2000, zu denen dann noch die Besatzung des „Gelbfieber" und tausend Mann Verstärkungen in vier Transporten getreten sind. Die bisherige amtliche Totenliste ist an sich betrübend hoch, aber der verlorene Prozentsatz als solcher wiegt nicht schwer. Es ergibt sich also, daß mit den vom Gouverneur Leutwein nachgeforderten 800 Mann ein kleines deutsches Heer von annähernd 4000 Köpfen im Felde gegen 5000 Hereros stehen wird. Auf fünf Hereros vier deutsche Soldaten! Das ist ein Verhältnis, auf welches stolz zu sein wir nicht gerade Ursache haben. Nun wird gesagt, daß die Hereros vorzüglich bewaffnet seien. Abgesehen davon, daß unsre Deutschen schon durch die größeren Geschütze und allen militär-technischen Apparat der modernen Kriegskunst weit vollkommener ausgerüstet sind, drängt sich die Frage auf, woher die Eingeborenen ihre Gewehre haben. Ein hochoffiziöser Artikel beschäftigt sich mit diesem Geheimnisse, aber sonderbarerweise nur insoweit, als er eingesteht, die jetzt Aufständischen hätten bereits vor sechs Jahren, als man endlich begann, die Ablassung von Gewehren an Eingeborene nur ausnahmsweise noch zu gewähren, über elfhundert besessen und es sei ihnen die Erlaubnis, die Schußwaffen zu behalten, erteilt, weil die wirkliche Entwaffnung der Hereros „ohne Krieg unmöglich" geschienen. Es ist ja wahrscheinlich, daß es ohne Anwendung von Gewalt nicht gegangen wäre. Aber die Entwaffnung mußte doch geschehen, selbst auf die Gefahr von Kämpfen hin. Wenn Kampf oder Sieg unabwendbar ist, dann wählt der Vernünftige den ihm günstigen Augenblick der Kriegseröffnung und sieht sich vor, läßt aber nicht — wie es leider Gottes geschehen ist — die Dinge sich entwickeln, bis der Gegner fertig gerüstet ist und den Nachtwandler überfällt. Keine offiziellen und offiziösen Entschuldigungen nehmen auch nur einen Strohhalm von der bergeshohen Schuld, welche an unsern jetzigen trüben Erfahrungen die verantwortlichen Persönlichkeiten tragen, die geschlafen haben und sich auch nicht von den rechtzeitigen Warnungen besser unterrichteter deutscher Kaufleute und Kolonialfreunde aus ihrer Ruhe aufrütteln ließen.

Die Unfähigkeit des Urteils leitender Beamter in den Schutzgebieten und die daraus vielfach resultierte Unrichtigkeit und Schönfärberei amtlicher Berliner Auffassungen sind ja sehr unheilvoll. Vor allem wecken sie das Mißtrauen in der Bevölkerung. Man verläßt sich nicht darauf, daß wirklich nur 5000 Hereros im Felde stehen. Man beginnt zu fürchten, daß unsre 4000 Mann auf lange ungewisse Zeit in dem Feldzuge aushalten müssen. Man argwöhnt, daß die Entschädigung der Ansiedler und ihrer Hinterlassenen nach kleinlichen Gesichtspunkten gehandhabt werden wird, und sieht sich darin bestärkt durch den kühlen Ton der amtlichen Begründung des einschlägigen Gesetzentwurfes, wie durch eine auf Leutweinsche Kreise zurückgeführte Preßauslassung, daß Ansiedlerfamilien Beihilfen zur Heimreise nur ausnahmsweise gewährt werden sollen, zur Vermeidung einer „allgemeinen Landflucht". Auch die Grenze des Kriegskostenaufwandes läßt sich immer schwerer mit dem Blick erreichen. Drei Millionen ca. waren schon von dem Reichstage bewilligt, die neuen Regierungsvorlagen fordern außerdem noch mehr als 3½ Millionen. In diesen beiden ansehnlichen Posten sind aber die Kosten der Ausrüstung und des Transports der demnächst abgehenden ferneren 800 oder 1000 Mann noch nicht mit einbegriffen. Der Aufwand von deutschem Gut und Blut wächst so hoch, daß die Patrioten sich des bittersten Gefühles gegen jene, die uns solche Verluste hätten ersparen sollen, es aber nicht verstanden haben, nicht zu erwehren vermögen. Was wir in Südwestafrika erleben, will sich, wenngleich in beschränktem Maße, zudem in Kamerun, wie feststeht, und in Togo, wie unterrichtete Privatmitteilungen ankündigen, wiederholen. Auch da fällt die Schuld auf falsche Verwaltungsführung.

Wir haben alle Achtung vor guten Offizieren und Beamten. Aber militärischer oder bureaukratischer Dünkel ersetzen nirgends ein fehlendes Verständnis für die Regierung von Kolonien und für eine verantwortungsreiche Wirksamkeit in ihnen. Möge wenigstens das jetzige Lehrgeld nicht umsonst gezahlt werden, sondern uns endlich den Bruch mit dem alten System, seine Ersetzung durch ein neues bringen, das Kaufleuten und Praktikern die Administration unsrer Kolonien anvertraut.

Wie schrecklich es gegenwärtig in unsrer Kolonie aussieht, wie unmenschlich die Hereros gegen Männer, Weiber und Kinder gewütet haben, und wie sehr unsre dortigen Landsleute dem verfehlten System der Verwaltung an all diesen Greueln Schuld beimessen, das zeigen besser als alles andre

Briefe von Augenzeugen:

Der Lazarettgehilfe Adolf Teubener von der Schutztruppe, der die Belagerung von Okahandja mitgemacht hat, schreibt unterm 2. Februar an seine Mutter:

„Nun, liebe Mutter, will ich Dir einmal die Augen öffnen über die wahre Gestalt unsrer schwarzen Brüder hier. Nicht Menschen, nein, Bestien sind es. Die Greuel schreien zum Himmel um Rache, die Schändlichkeiten und Metzeleien, welche dieselben an unsern weißen Frauen und unschuldigen Kindern begangen haben, sind in Worte nicht zu fassen, so treiben es die Menschen, bei denen die Missionare schon jahrzehntelang arbeiten. Die Farmer, die ihnen in die Hände fielen, sind bei lebendigem Leibe verstümmelt, Arme mit der Hacke abgeschlagen, Augen ausgestochen; die Frauen waren noch übler daran, dieselben wurden erst vergewaltigt, völlig entkleidet, dann totgeschlagen und ausgeschlachtet wie ein Schwein, in vier Teile geteilt und die Stücke an den Bäumen aufgehängt, die Brüste der Frauen abgeschnitten und an die Tür des Hauses genagelt. Einer Frau Lange, welche hier in der Feste ist, wurde ihr Mann erschossen, die Frau halbtot geschlagen und vor ihren Augen ihr vier Jahre altes Kind totgequetscht. Solch ähnliche Szenen gehn in die Hunderte. Allein im Distrikt Okahandja sind, soweit feststeht, 113 Personen ermordet, man kann sagen, sämtliche Farmer von der Umgegend aus Windhoek und hier, welche sich nicht frühzeitig genug haben retten können. — So sieht es hier im Lande aus. Ich habe jetzt zwei Gefechte mitgemacht und denke auch, mit heiler Haut, so Gott, will, davonzukommen. Gnade Gott, wenn uns die Hunde in die Hände fallen, da gibt's blutige Rache!"

Einer angesehenen Leipziger Familie ist von einem Angehörigen aus Windhoek vom 12. Februar ein Brief zugegangen, in dem es nach dem „Leipz. Tgbl." heißt: „Sämtliche Ansiedler sind auf ihren Farmen ermordet worden, und zwar meistenteils mit der Keule totgeschlagen, nachher ausgeschlachtet und stückweise auf den Bäumen aufgeknüpft worden. Selbst im Gefecht gefallene Männer wurden nicht geschont und auf das gräßlichste geschändet. Einer Farmersfrau haben sie den Kopf abgeschnitten und denselben auf dem Dach ihres Hauses festgemacht, indem sie ihr noch den Klemmer auf die Nase setzten. Kinder wurden im Beisein ihrer Mütter zwischen der Tür erdrückt, Frauen von den Hereros vergewaltigt, bis sie Leichen waren ... Du solltest einmal die schwarzen Kerle hier sehen, wie frech sie Dich anschauen und sich über Dich belustigen. Aber die Kerle haben beim Gouverneur viel Rückhalt, und das nutzen sie aus. Der Gouverneur hat öfters solche Schurken zum Lunch bei sich gehabt im Gouvernementsgebäude und sogar beim Kaiser Dekorationen und Ehrenschwerter für die Halunken von Häuptlingen verlangt, die sie jetzt stolz tragen und im Kampf gegen die Deutschen schwingen. Die Sache wird der Regierung teuer zu stehen kommen, und das alles hat sie dem Gouverneur zu verdanken."

Der Tierarzt Dr. Baumgart berichtet in einem vom 10. Januar aus Windhoek datierten Briefe: „Die Erbitterung hier ist sehr groß; keiner gibt Pardon, alles wird niedergeschossen. Wie feige sind die Farmer überfallen und hingeschlachtet worden. Ein junges, nettes Mädchen, das mit unserm Dampfer angekommen war, wurde mit ihrer Schwester direkt ausgeschlachtet und die Eingeweide wurden dann auf Bäume gehängt! Ja, man hat Verdacht, daß sie gar nicht erst betäubt wurden. Vorher sind sie gräßlich geschändet worden, wie hinterher von einem Gefangenen berichtet worden ist. Aber immer haben die Hereros nur einzelne überfallen, an mehrere haben sie sich nicht herangewagt. Auch viele Missionare sind tot, die Frauen geschändet, den Kindern wird der Kopf abgeschnitten und dann der Leib aufgeschlitzt."

Eine „Niederlage" der englischen Regierung.

Von unserm ⊙-Mitarbeiter.

London, 16. März.

Laute Hurras der Opposition, Hüteschwenken und alle Ausdrücke heller Freude, in denen sich ältliche Herren ergehen, wenn Aufregung und Leidenschaft ihnen den Uebermut der Jugend zurückbringen. Die Regierung ist bei der Abstimmung unterlegen, also — gar kein also. Es war nur ein Nasenstüber, kein ernster Schlag, der ein Duell mit Wahlzetteln an den Stimmurnen verlangt. Aber die Ministeriellen reiben sich doch nachdenklich die Nase und die Liberalen jubeln ob ihrer geglückten Ueberrumpelung. Kein Mensch kümmert sich einen Pfifferling darum, ob „das Parlament seine Unzufriedenheit darüber ausgedrückt hat, daß die Regierung nicht den Unterricht im — Altirischen genügend fördert". Das Ding ist dem Briten so gleichgültig, wie dem Deutschen

„Es werde Recht."

Drama in drei Akten
von Rechtsanwalt Dr. Walter Bloem.

Auf dem Titel des Stückes, das gestern abend das Publikum des Königl. Schauspielhauses in Spannung hielt und einen starken Erfolg, auch mehrfach stürmische Hervorrufe des anwesenden Dichters davontrug, steht nur „Walter Bloem" als Autor. Es ist aber äußerst richtig, zu wissen, daß Herr Bloem Advokat in Barmen-Elberfeld ist. Bille macht Schule. Die Untersuchungen über die moralischen Qualitäten des Offizierstandes haben im „Zapfenstreich" Beyerleins eine viel ernsthaftere dramatische Arbeit hervorgerufen, als es O. Ernst mit seinen nur tändelnden Untersuchungen über den Schulmeisterstand vermochte. Jetzt kommt Bloem mit dem Anwaltstande, mit einer Untersuchung über die Berechtigung und den Nutzen des Eides im Zivilprozeß. Eben weil Bloem Anwalt (der Sohn des Geh. Justizrats Jul. Bloem) ist, kennt er seine Materie genau, und auch an wirklich dramatischem Leben fehlt es dem Stücke nicht. Seine wertvollste Eigenschaft aber sind die Deduktionen über das Recht. Sie greifen viel tiefer in das moderne Leben, als die an sich wenig bedeutende zugrunde gelegte Geschichte. Aber diese bildet den Ausgangspunkt für die sehr ernsten Rechtsbetrachtungen. Erzählen wir also zunächst die Geschichte.

Kommerzienrat Giesebrecht ist Direktor einer Bank. Allzuviel Skrupel bedrücken ihn auf dem Wege zu Reichtum und Ehren nicht. Die Welt zollt ihm größten Respekt. Einem früheren Freunde, dem jetzt fallierten Fabrikanten van Geldern, gab er unbedeckte Bankgelder in Höhe von Millionen. Aber als er erfuhr, von Herrn van Geldern selbst erfuhr, daß dessen Unternehmen zusammenbrechen werde, drang er in diesen, ihm, d. h. der Bank, für die schwebende Millionenschuld hypothekarische Sicherheit zu geben. Fabriken und Villen wurden rasch noch belastet, und alle kleinen Leute mußten mit ihren Forderungen von achthunderttausend Mark, die unbedeckt blieben, leer ausgehen! Das ist dem braven Bankdirektor ganz gleichgültig. Mögen die kleinen Leute ihr Alles einbüßen, wenn nur die Bank saliert wird. Die nachträgliche tückische Hypothekarisierung der Bankschuld wäre eine Gemeinheit gewesen, wenn Bankdirektor Giesebrecht von den unbedeckten 800 000 Mk. der kleinen Gläubiger gewußt hätte. Der ehrenhafte fallierende Fabrikant van Geldern will schwören: Giesebrecht habe die Lage gewußt. Aber das Gericht läßt ihn nicht zum Schwure kommen, sondern legt Direktor Giesebrecht den Schwur auf: er habe von der Schuldlage van Gelderns nichts gewußt. Giesebrecht hat eine bildschöne Tochter, die eben sich mit dem hochgeachteten Advokaten Dr. Gebhard verlobte, — die schönste und reichste Partie der Stadt! — und dieses edelfühlende Mädchen und der idealistische Rechtsanwalt, ihr Bräutigam, erfahren zu ihrem Entsetzen, daß Direktor Giesebrecht wohl die üble Lage der fallierten Fabrik gewußt und Hunderte Existenzen kleiner Leute leichthin zerstört habe. Mithin wissen Tochter und Bräutigam: der Bankdirektor wird lächelnd einen Meineid schwören. Die entsetzliche Lage der armen Kinder ist der Kernpunkt der Handlung. Dürfen sie den Vater des (beabsichtigten) Meineides bezichtigen? Darf dies namentlich der künftige Schwiegersohn, der als Advokat das Amtsgeheimnis hüten muß und selbst den Diensteid schwur, „dem Klienten in jeder Richtung treu und verschwiegen bis zuletzt dienen zu wollen"? Nicht die Tochter, noch der zu Giesebrechts Anwalt bestellte Bräutigam dürfen eingreifen. Ihr Schmerz, den Vater als Meineidigen straucheln zu sehen, wächst zur höchsten Angst. Aber Giesebrecht schwört den Eid so ruhig und sicher, daß die Kinder aufatmend glauben, sie haben sich geirrt, der Eid war echt. Er war dennoch falsch und im Festkreise der Verlobung, wann die Nachricht eintrifft: soeben hat sich der durch den Eid in Ehre und Vermögen vernichtete Prozeßgegner van Geldern erschossen — da bricht endlich auch der Ehrenbankdirektor Giesebrecht zusammen. Der Staatsanwalt nimmt den Meineidigen in Empfang.

Welche Ehe die Kinder nun beginnen, das und andres mag dahingestellt bleiben. In nichts vermag die Kriminalgeschichte zu erheben oder zu ergreifen. Sie ist nur sensationell mit scharfem Talent aufgebaut. Aber das Milieu der Rechtsbelehrung ist von großem Interesse und regt zu sehr ernsten Gedanken über den Eidbeweis an, gegen den sehr bedeutende Rechtslehrer oft schwere Bedenken geäußert haben. Jede der Advokatenfiguren ist lebendig geschaut, „wahr". Vor allem der alte, milde Justizrat Herr A. Müller. Aber auch Herr P. Neumann als vollendeter Gauner, der „neben allen Strafparagraphen" durchspaziert, dann der Typ des mäßigen Referendars Gebühr, die Herren Willi, Gunz, Viene, Bauer, Egnerth, Froböse (äußerst sorgfältig maskiert) sind zu loben. Die auch mit Humor glücklich ausgestattete frische Aufführung trägt überhaupt der eingehenderen Regie Lewingers eine höhere Nummer ein, als eine der vorhergehenden. Die Dekoration des Advokaten-Schrankzimmers ist köstlich real. Den Giesebrecht gab, für den erkrankten Herrn Wiene schnell einspringend, sehr lobenswert und fest Herr Winds, die schöne Tochter Hertha mit angenehmem Reiz Fräul. Alice Politz und deren ehrenhaften Bräutigam Herr Decarli ohne jede Schablone, mit auflodernder innerer Wärme.

Verweilen wir bei einigen Rechtsthesen, die wohl jeder von uns schon so oder so erwogen hat.

Der Dichter will uns beweisen, daß der Advokat Gebhard sich in dem Gefühlskonflikt nicht gegen den meineidsverdächtigen Schwiegervater wenden dürfe. Schon vorher sagte ein Staatsanwalt, man habe ihm zugemutet: er solle doch vor dem Meineid eingreifen: „Was? Die Staatsanwaltschaft wäre nicht nur dazu da, Verbrechen zu verfolgen — sondern auch dazu: Verbrechen zu verhindern? Giesebrecht sei im Begriff, einen Meineid zu leisten — und ich, ich soll eingreifen, um den Meineid zu verhindern! Haben Sie Worte?"

Etwas würdiger führt der greise Geh. Justizrat Eichholz aus: Gerechtigkeit —! (mit tiefem, sinnendem Ernst — jeden Gedanken während des Sprechens erst formend). Es gibt ... zweierlei Gerechtigkeiten in der Welt. Die eine, die wahre, die geheimnisvoll unerforschliche, die hinter den Dingen steht — die wohnt bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, dem Richter der Herzen und Schicksale. Der wird schon dafür sorgen, daß diese Gerechtigkeit sich verwirklicht — das lassen Sie getrost seine Sache sein.

Gebhard: Nun, und die andre, die irdische Gerechtigkeit? Ist die denn nichts mit jener himmlischen? Eichholz: Leider nein, Kollege. Aber diese irdische Gerechtigkeit — die ist's, der wir dienen — wir Anwälte und die Richter da drinnen auch. Die irdische Gerechtigkeit ist sozusagen nur ein — ein höchster Annäherungszustand — das liegt an der menschlichen Unvollkommenheit — alle unsre Anstrengungen schaffen doch immer bloß eine Karikatur des Ideals — im besten Falle sein flüchtiges Schattenbild. Das ist die irdische Gerechtigkeit — eine menschliche Institution — unvollkommen, stümperhaft, wie alles Menschenwerk.

Gebhard: Aber ich will doch wahrhaftig nichts Ideales, nichts Unerreichbares! Ich will ein Verbrechen verhindern, das verhindert werden kann, das zu verhindern Pflicht, Ehre, Gewissen mich zwingen!

Dann glossiert der alte Herr einen Unterschied zwischen Anwalt und Richter. Gebhard „ist überzeugt", daß sein Schwiegervater falsch schwören werde:

Eichholz: Auf Ihre Ueberzeugung kommt es nicht an ... Sie sind nicht Richter. Was aber wollen Sie tun? Sie wollen sich zum Richter aufwerfen über Ihren Klienten ... nein, lieber Kollege — dazu haben Sie nicht nur nicht die Pflicht — dazu haben Sie kein Recht ... Auch Sie haben einen Eid geleistet: die Pflicht eines Anwaltes gewissenhaft zu erfüllen!

Gebhard: So fluch' ich meinem Beruf, wenn er mich zwingt, sehenden Auges ein Verbrechen geschehen zu lassen — mit verschränkten Armen zuzusehen, wie ein Schurke den Namen des ewigen Gottes mißbraucht, um einen Mitmenschen zu vernichten — ach, das ist ja grauenhaft!

Aber auch darauf hat der Alte versöhnende Worte:

Eichholz: Und diese Empörung Ihres Gefühls, sie ist doch eigentlich feines Rechtsempfinden — wo aber haben Sie das erworben und geschult, als in diesen Kämpfen, diesen Leiden — der harten Zucht unsres Standes? Gewiß — unser Stand ist schwer — es

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040319/1